

„Höher, schneller, weiter“ – und doch nicht besser? Entwicklungen qualitativer Bildungsforschung in der Selbstkritik

„Higher, Further, Faster“ – and yet not better? A Self-Critical Perspective on Developments in Qualitative Educational Research

Juliane Engel, Thorsten Fuchs, Christine Demmer & Christine Wiezorek

Es entspricht in Selbstbeschreibungen qualitativer Bildungsforschung den Usancen, die eigenen Entwicklungen als eine Geschichte des Fortschritts zu erzählen und die feste Verankerung des qualitativen Paradigmas im Feld der Wissenschaft in der Semantik des Erfolgs zu präsentieren. Man betont allen voran, wie sich dieser Forschungsstil seit den 1970er-Jahren sukzessive etabliert und intern ausdifferenziert hat (vgl. Garz 2012). Demnach sind Methoden der qualitativen Bildungsforschung zu anerkannten ‚Werkzeugen‘ der erziehungswissenschaftlichen Forschung geworden, die es möglich gemacht haben, kontrollierte Datenerhebungen und Auswertungen vorzunehmen, wichtige Theorieentwicklungen zu befördern und Beiträge zur Systematisierung pädagogischer Problemstellungen zu leisten (vgl. Ecarius/Schäffer 2010; Kreitz/Miethe/Tervooren 2016). Konsequenz dieser Entwicklungen ist inzwischen nicht zuletzt die Veröffentlichung einer Vielzahl von Hand- und Lehrbüchern, die sogar einer immer schnelleren Taktung unterlag. Während die Handbücher dabei in kürzesten Abständen über den *state of the art* und neueste Innovationen informieren, unterweisen Lehrbücher in die entsprechenden Verfahrensschritte von Methoden qualitativer Bildungs- und Biografieforschung. Deren Aneignung wird seit mehreren Jahren auch durch zahlreiche Methodenwerkstätten befördert, die mit institutionalisierten Angeboten auf den gestiegenen Bedarf an Schulungen reagieren.

Bei allem Erfolg, den man der qualitativen Bildungsforschung in Anbetracht dieser und weiterer Formen der Institutionalisierung attestieren kann, scheint auch eine andersartige Perspektivierung möglich – und unter den Vorzeichen einer kritischen (Selbst-)Betrachtung sogar nötig. Gegenüber dem Beginn der Methodenentwicklung in den 1970er-Jahren (vgl. dazu z.B. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973; Heinze/Klusemann/Soeffner 1980) lässt sich etwa in den rezenten Diskussionen ein „methodologischer Scharfsinn“ vermissen, wie Jeanette Böhme (2016) dies vor einiger Zeit formuliert hat. Dafür spricht u.a., dass sich aktuell durchaus vermehrt Tendenzen einer zuweilen affirmativen Rezeption etablierter Verfahren in den Debatten der qualitativen Bildungsforschung abzeichnen und man eine durchgängige kritische Reflexivität bzw. Positionierung vermissen kann. Auch die in Ausweitung begriffene Technologisierung qualitativer Bildungsforschung zeigt sich – näher besehen – in einer gleichsam janusköpfigen Figur. Sie hat katalysatorisch die Ausweitung qualitativer Verfahren befördert. Zugleich limitiert sie den Erkenntnisfortschritt, wenn man den Einsatz von Verfahren routinisiert nach vorgegebenem Muster betreibt. Die scheinbar umstandslose Anwendbarkeit von qualitativen Methoden provoziert sodann eine eher konsumatorische Haltung unter den Anwender*innen (vgl. Epp 2022). Schließlich ist auch die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, dass die distinktive ‚Versäulung‘ von Schulen qualitativer Bildungsforschung mit je eigenem Begriffsinventar und speziellen Lehrtraditionen einer pro-

duktiven Weiterentwicklung und Methodenpluralisierung doch eher entgegensteht. Die Vorstellung, den Methodeneinsatz reproduzierbar zu machen, qualitative Erhebungs- und Auswertungsverfahren nicht nur *effektiv*, sondern vor allem *effizient* auszugestalten, indem z.B. ‚Abkürzungsstrategien‘ ins Kalkül gezogen werden, lassen die unterschiedlichen Varianten qualitativer Methoden nicht nur als Regelwerk mit verbindlichem Charakter erscheinen. Sie werden – so ein Eindruck, den man gewinnen kann – auch verstärkt ökonomischen Rationalitäten anheimgestellt.

Dies alles drängt nach selbstkritischer Diskussion der zurückgelegten Entwicklungswege qualitativer Bildungs- und Biografieforschung. Sind sie wirklich umstandslos auf eine Verbesserung der Methoden wie der Methodologie qualitativer Bildungsforschung hinausgelaufen? Hat die Anstrengung der Optimierung in Form von Rationalisierungen und Effektivierungen möglicherweise nicht eher die ‚Deszendenz‘ des interpretativen Paradigmas zur Folge? Oder anders formuliert: Verhindern optimierende Methodenentwicklungen den Fortbestand eines lebendigen Diskurses um die qualitative Bildungsforschung? Inwiefern tun sich auch oder gar trotz der ‚Versäulung‘ von Forschungsrichtungen innovative ‚Verbesserungen‘ qualitativer Methodologien auf?

Das vorliegende Themenheft geht den aufgeworfenen Fragen der Entwicklung von Methodologien qualitativer Bildungsforschung im Horizont des Für und Widers von Optimierungsambitionen nach und diskutiert sie selbstkritisch unter Bezugnahme auf aktuelle gesellschaftliche bzw. kulturelle Transformationsdynamiken. Anlass der Debatte war das vom Vorstand der Kommission Qualitative Bildungs- und Biografieforschung für den 27. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vorbereitete Symposium „Höher, schneller, weiter – und doch nicht besser? Entwicklungen qualitativer Bildungsforschung in der Selbstkritik“. Der Kongress musste zwar kurzfristig im Zuge der Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie abgesagt werden, die Debatte um das ‚Wohl und Wehe‘ von Optimierungen in der qualitativen Bildungsforschung ging jedoch im Anschluss weiter. Mit dem Themenheft wird diese Debatte nun publik gemacht. Anhand von vier unterschiedlichen Verfahren qualitativer Bildungsforschung sowie ihren jeweiligen Programmatiken und Forschungstraditionen wird sondiert, welche Erfolge und ‚Nebeneffekte‘ die Optimierung von Methodologien im Sinne einer Zweck-Rationalisierung und Effektivierung zeitigt.

Zunächst beleuchten Detlef Garz und Wiebke Lohfeld die Entwicklung der Objektiven Hermeneutik und rekapitulieren deren Erfolgsgeschichte in der Erziehungswissenschaft, nicht ohne daran zu erinnern, dass man die Diskursarena um diese Methode durchaus als spannungsreich zu inspizieren hat. Denn die Objektive Hermeneutik verwehrt sich einerseits einer Technokratie und kritisiert vehement eine auf Effizienz gerichtete Vereinnahmung von Forschung (vgl. Oevermann 1993). Andererseits kommt ihre Anwendung nicht ohne Technik aus (vgl. Wernet 2009). Dieser Widerstreit konkretisiert sich auch in der Methode selbst. Das zentrale Prinzip der Sparsamkeit bedeutet, dass Lesarten, die abstrus erscheinen, zu begrenzen sind; das Prinzip der Extensivität wiederum heißt, dass alle anderen Lesarten ausbuchstabiert werden. Damit schreibt sich in die Methode der Widerstreit von Optimierung ein. In ihren Ergebnissen legitimationspflichtig, ist sie zugleich gefordert, die Prozesshaftigkeit von Forschung offen zu halten und sich so von einem ‚Zwang‘ zur Optimierung freizusagen. Indem sich Garz und Lohfeld – den eigenen Wegen mit der Objektiven Hermeneutik verpflichtet – sich zu sich selbst verhalten, erarbeiten sie über die Auseinandersetzung mit Grenzfällen der Bild- und Textanalyse aussichtsreiche Erweiterungen, die von Merle Hummrich wiederum kommentiert und auf die Kombination mit poststrukturalistischen Verfahren sowie der Perspektive einer Transnationalisierung hinausgeführt werden.

Auf diese Ausführungen folgt – in Aufnahme von Fragen der kulturellen Transformationsdynamik durch Digitalisierungsprozesse und ihrem Einfluss auf die Entwicklung neuer

Forschungsmethoden – durch Burkhard Schäffer die Diskussion einer Algorithmisierung der Dokumentarischen Methode und die durch den Einsatz einer QDA-Software generierten Möglichkeiten und Grenzen in der Optimierung des Verfahrens. Im Mittelpunkt des Beitrags stehen die besonderen Herausforderungen bei der Algorithmisierung – zu verstehen als die fortlaufende Umformung von Zeichenreihen –, die sich mit einer ‚Übersetzung‘ der Dokumentarischen Methode in ein Computerprogramm („DokuMet QDA“) ergeben. Über die Auseinandersetzung mit offensichtlichen Spannungen beim Aufeinandertreffen von berechenbaren Abläufen, wie sie im Zuge der Softwareerstellung erforderlich sind, und der in Teilen abduktiven Logik der Dokumentarischen Methode gelangt Schäffer schließlich auch zur Frage, ob eine solche technisierte Nutzbarmachung von Forschungsmethoden nicht das Einfallstor für ökonomische Rationalitäten darstellt. Seinen Beitrag kommentiert Aglaja Przyborski, indem sie epistemische Aspekte der Medienverbundenheit von Wissen kritisch diskutiert. Verfolgt wird dabei die Frage, wie unterschiedliche Medientechnologien, die nicht nur konstitutiv für den Wissenschaftsbetrieb, sondern auch für den Alltag der sogenannten westlichen Gesellschaften insgesamt sind, systematisch in einen intersubjektiv überprüfbaren Forschungsprozess eingebunden werden können.

Auf der Grundlage von Ansätzen der digitalen Ethnografie am Beispiel der Arbeiten von Sofia da Silva stellen Christine Demmer und Juliane Engel Überlegungen zu zukünftigen Verschiebungen und Neuerungen im Kontext qualitativer Bildungs- und Biografieforschung an: Welche methodologischen und methodischen Fragen stellen sich, wenn (post-)digitale Perspektiven auf aktuelle erziehungswissenschaftliche Gegenstände eingenommen werden? Ausgegangen wird u.a. davon, dass aufgrund des Ineinanderverwobenseins von analogen und digitalen Welten neue Formen der Biografisierung entstehen, die eine theoriegenerierende Erforschung hybrider Erfahrungsweisen und der darin angelegten Relationierung beispielsweise von ‚Leib/Körper‘, ‚Bildung‘ oder ‚Biografie‘ bedarf.

Abschließend widmet sich das Heft der Diskursanalyse. Steffen Großkopf provoziert mit seiner These, die besagt, dass trotz des Narrativs einer Erfolgsgeschichte und diverser Hinweise auf die Etablierung im Spektrum qualitativer Forschungszugänge unter methodisch-methodologischen Maßstäben kaum ‚Fortschritte‘ in den Entwicklungen zu verbuchen seien. Diagnostiziert werden Ungenauigkeiten und der Fortbestand an Grundsatzdebatten, ohne Aussicht auf weiterführende Klärung für den Einsatz der Diskursanalyse als eine veritable Methode qualitativer Provenienz. Indem Großkopf das ‚parzellierte‘ Feld zunächst zu ordnen versucht – eingedenk der Vergeblichkeit eines solchen Unterfangens in Anbetracht der irreduziblen Pluralität –, stößt er auf eine Gleichzeitigkeit von Verbesserungen wie auch vertanen Chancen und verpassten Gelegenheiten der Methodenentwicklung. So stehen konkretisierende bzw. präzisierende Erläuterungen zum methodologischen Fundament – etwa in seiner Beziehung auf das Denken Foucaults – im Laufe der Zeit dem nicht Einhalt gebietendem methodischen Relativismus gegenüber, wobei sich dieser ganz offenbar auch als produktiv erwiesen hat. In einer solchen Gemengelage widersprüchlicher, kaum zu entwirrender ‚Evolutionen‘ der Diskursanalyse fällt die Bilanz in der Frage nach etwaigen Optimierungen naheliegend zurückhaltend bis skeptisch aus. Dieser Beitrag wird von Antje Langer kommentiert, die das Feld der Diskursanalyse weiterführend als Wissenschaftspraxis in den Blick nimmt und dafür votiert, Fragen nach der Optimierung von Methoden qualitativer Bildungsforschung im Horizont der Bedingungen wissenschaftlicher Wissensproduktion nachzugehen.

Die Beiträge machen in ihrer Verschiedenheit, mit der sie auf das Thema blicken und ihm nachgehen, Folgendes deutlich: Die kritisch gewendete Figur der Optimierung erweist sich als produktive Diskussionsfolie, mit der sich einem Stillstand und nicht zuletzt auch einer ‚Versäulung‘ von Forschungs- und Arbeitsprozessen der qualitativen Bildungs- und Biografieforschung entgegenarbeiten lässt, um stattdessen über Qualitätsmerkmale differen-

zierter, ungeplanter und facettenreicher Forschungswege in ihren Erkenntnispotenzialen *gemeinsam* nachzudenken. Angesichts von Transformationsdynamiken und Verschiebungen im Feld der Wissenschaft im Allgemeinen wie auch der qualitativen Bildungs- und Biografieforschung im Besonderen dürfte eine Fortsetzung derartiger Bemühungen um (Auf-)Klärung für zukünftige Modernisierungen und die Etablierung innovativer Methodiken von zentraler Bedeutung sein.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1973): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Band 1. Reinbek.
- Böhme, J. (2016): Trends, Mythen und Standards qualitativ-rekonstruktiver Forschung – Plädoyer für ein Comeback des methodologischen Scharfsinns der Methodenschul-Ära. In: Kreitz, R./Miethe, I./Tervooren, A. (Hrsg.): Theorien in der qualitativen Bildungsforschung – Qualitative Bildungsforschung als Theoriegenerierung. Opladen, S. 123–136. <https://doi.org/10.2307/j.ctv8xng87.9>
- Ecarius, J./Schäfer, B. (Hrsg.) (2010): Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen.
- Epp, A. (2022): „Algorithmisierte Konstruktionen zweiten Grades“. QDA-Software, ein analytisches Risiko? In: Fuchs, T./Demmer, C./Wiezorek, C. (Hrsg.): Aufbrüche, Umbrüche, Abbrüche. Wegmarken qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen, S. 271–290.
- Garz, D. (2012): Zum Stand interpretativer Forschung in den Erziehungswissenschaften – Standorte und Perspektiven. In: Ackermann, F./Ley, T./Machold, C./Schrödter, M. (Hrsg.): Qualitatives Forschen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden, S. 27–45. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94006-9_2
- Heinze, T./Klusemann, W./Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1980): Interpretation einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim.
- Kreitz, R./Miethe, I./Tervooren, A. (Hrsg.) (2016): Theorien in der qualitativen Bildungsforschung – Qualitative Bildungsforschung als Theoriegenerierung. Opladen. <https://doi.org/10.3224/84740778>
- Oevermann, U. (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Jung, T./Müller-Dooch, S. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M., S. 106–189.
- Wernet, A. (2009): Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik. 3. Auflage Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91729-0>